

entsprechenden Auftrag und ausreichender Kapazität. Ein solches Auffangnetz für Unternehmensarchive ist in der Schweiz erst ansatzweise vorhanden.

Öffentliche Archive hätten nicht nur eine wichtige Funktion als Auffangbecken für Unternehmensarchive im Notfall. Die Gewährleistung der Bestandeseerhaltung wäre auch eine Form, den vorangegangenen Einsatz der Firma für das Kulturgut Unternehmensarchiv in der Öffentlichkeit anzuerkennen. Der Nutzen eines historischen Archivs für die Unternehmung ist beschränkt. Unternehmen, die eines betreiben, tun deshalb auch einen Dienst für die Gesellschaft und sollten dafür honoriert werden.

Unternehmensarchive als Teil einer nationalen Wissensstrategie

In der Schweiz haben die Aufbewahrung und Erhaltung von Kulturgut eine langjährige Tradition, über deren Nutzen für die Gesellschaft breiter Konsens besteht. Dazu gehört auch die Bewahrung und Verfügbarkeit historischer Dokumente in Archiven.

Bislang betrifft dies allerdings hauptsächlich die Akten staatlicher Stellen. Die Einsicht, dass es sich auch bei Unternehmensarchiven um einen wichtigen Teil des nationalen Kulturgutes handelt, fehlt in der Öffentlichkeit noch. Unternehmensarchive fungieren zwar als Gedächtnis nicht nur für die Unternehmerschaft und die Betriebsangehörigen, sondern auch für die Gemeinschaft, die von der Existenz der Unternehmungen geprägt worden ist. Doch der gesellschaftliche Anspruch an ihre Erhaltung und Gewährung des Zugangs dazu ist bislang gering.

Wichtig ist deshalb eine öffentliche Diskussion über die Bedeutung der Unternehmensarchive für das nationale Gedächtnis der Schweiz. Die Politik sollte, zusammen mit der Wirtschaft, die Erhaltung dieser Bestände als ihre Aufgabe verstehen, um das schützenswerte Interesse der Öffentlichkeit an diesem Kulturgut wahrzunehmen. Ohne Einbindung der Unternehmensarchive in eine nationale Strategie zur langfristigen Erhaltung von Wissen und Informationen und die Bereitstellung der nötigen Mittel für die Erweiterung der Kapazitäten werden auf die Länge nicht viele davon zu retten sein. Dabei sind die Ansprüche der Unternehmen mit den Anliegen der historischen Forschung und den Interessen der Öffentlichkeit in Einklang zu bringen.

Bettelbriefe aus den Anfängen der Chemischen Industrie in Basel

«Basel, 10. Januar 1863

Herren Forcardt-Weiss & Burkardt-Wildt

Geehrte Herren,

Mit Heutigem danken [wir] Ihnen voran für das in verflossenen Semester geschenkte Zutrauen & wünschen bei diesem Anlasse Ihnen ein recht zufriedenes neues Jahr & bitten auch ferners um Ihre gütigen Zuwendungen.

Wir senden Ihnen heute ein Cästchen Blanc Solid Souple zur Einsicht. Dies ist eine neue & gewiss solide & feine Färbart. Dies Blanc wird nicht aus Indigo & Purpur & Anwendung von Beitzen gefärbt sondern rein, ohne derartigen Zuschuss. (...) Mit dieser Färbung kann ich aus Schappe ein schönes Weiss machen, was bis heute noch keinem grossen Färber gelungen ist & möchten Ihnen höflich bitten ein Versuch in Spuhl Seid & Band zu machen (...). Vertrauen Sie dieser neuen Erfindung, diese ist solid und kann nicht durch schlechte Farbstoffe verderbt werden (...) & empfehlen uns Ihnen bestens

Jos. Schetty & Co.»

Mit diesem Brief hatte Joseph Schetty letztmals an die Grosszügigkeit der Herren Forcardt-Weiss & Burkhardt-Wildt zum Württembergerhof appelliert. 10 Jahre lang war der Färber zu Basel auf Zuwendungen aus dem reichen Handels- und Fabrikantenhaus angewiesen. In zahlreichen Bettelbriefen bat Schetty zuvor um Vorauszahlungen, Kredite, Zahlungsaufschub oder Aufträge. Immer wieder schilderte er die materielle Notlage seiner Familie und seiner Arbeiter («Schenken Sie mir Ihr Wohlwollen, um dass ich auch meine Arbeiter irgend[wie] beschäftigen kann, welches arme bedürftige Männer sind.»). Obwohl den Kaufleuten sein ewiges Pröbeln mit neuen Farben widerstand, honorierten sie doch seinen ungebrochenen Willen, gute Arbeit zu leisten. So konnte er sich von Zeit zu Zeit einen Auftrag sichern oder gar einen neuen Kredit erlangen. Die Kreditpraxis entsprach dabei keineswegs heutigen Vorstellungen ökonomischer Rationalität. Die Unterstützung, die Schetty genoss, war vielmehr

durch einen christlichen Ethos begründet. Die Handelsherren gewährten ihm Darlehen, da seine «Lagebeschreibung» ihre «Theilnahme erregt» habe und sie überzeugt seien, dass er «kein unwürdiger Schurke» sei.

Joseph Schetty war zwar ein begabter und innovativer Färber, der sich als Angestellter grösserer Basler Färbereien einen guten Namen gemacht hatte. Doch mit seiner Betriebsgründung 1853, die er ohne Kapital gewagt hatte, war er ein unvorhersehbares Risiko eingegangen. Seine schlecht ausgerüstete Färberei vermochte den Ansprüchen der Auftraggeber nicht immer zu genügen. Insbesondere die Umstellung auf künstliche Teerfarben war sehr kapitalintensiv. So berichtete er den Bandfabrikanten im April 1861 über seine verzweifelte Lage: «Die gegenwärtige Geschäftskrisis wirkt schwer und niederdrückend auf mich wozu namentlich die Veränderung des alten Nanulin in Azulin [Teerfarbstoff] bedeutend dazu beiträgt.» Wie in der Branche üblich, konnte er nur einige wenige Farben herstellen. Sein Betrieb war jedoch so klein, dass es ihm nie gelang, gefärbte Seide in genügender Menge zu liefern. Zudem kosteten ihn seine Experimente Kunden, wenn er beim Testen neuer Verfahren die ihm anvertraute Ware beschädigte. Schwer haderte er deshalb mit seinem Schicksal, als er sich einmal bei den Herren vom Württembergberghof für ein Unglück mit ihren Waren entschuldigte: «(...) im Anfang gieng es gut und nachher kamen diese furchtbaren Übelstände.»

1863 gelang ihm mit dem «soliden Weiss» endlich der Durchbruch. Dank neuer Verfahren zur Herstellung von Farben konnte er ein Weiss färben, das reiner war als alle, die bisher auf dem Markt waren. Schettys Versuche mit den neuen Teerfarben begannen sich auszuzahlen, und er konnte damit, wie andere Vorläufer der grossen chemischen Fabriken in Basel, einen vielversprechenden neuen Markt erschliessen. Als 1870 der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, hatte Schetty bereits 85 Angestellte.

Schettys Versuche standen am Anfang einer wichtigen Neusausrichtung in der regionalen Wirtschaftsentwicklung. Aus einem Zulieferer für die Seidenband- und Schappeindustrie ist die neue Schlüsselindustrie Basels herausgewachsen: die Farben- und Chemische Industrie. Schettys Briefe machen deutlich, dass dies nur dank der Unterstützung der Handelsherren und Bandfabrikanten gelingen konnte. Die über 100'000 Briefe im Firmenarchiv von Forcard-Weis & Burckhardt-Wildt dokumentieren somit nicht nur den internationalen Handel, sondern sie erlauben es auch, diese wichtige Umbruchs- und Strukturanpassungsphase der baslerischen Wirtschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachzuvollziehen.

Le Corbusier – auf die Tapete gebracht

Eine der wertvollsten Archivalien im Schweizerischen Wirtschaftsarchiv ist die 1959 von Le Corbusier für die Tapetenfirma «Salubra» entworfene Mustersammlung mit Farbenklaviatur. Bereits 1931 hatte der Architekt und Designer für die Salubra eine erste Kollektion mit 12 Farbenharmonien entworfen, welche vollständig mit dem Trend hin zu «weissen» Wänden brach und kanonisch die mögliche Farbverwendung in der Raumauskleidung festlegte.

In der Mitarbeiterzeitung «Salubra-Blätter» lässt sich die Rezeption dieser ersten Kollektion innerhalb der Firma gut nachzeichnen. Das in Basel ansässige und im deutschen Grenzach produzierende Unternehmen spürte die Wirtschaftskrise ausserordentlich stark und kündigte im Juli 1931 deshalb hoffnungsfroh das Erscheinen der Le Corbusier-Karten an: «Die Propaganda-Wirkung bei all den modernen Architekten, die zum Teil Gegner von tapezierten Räumen sind, wird eine gute sein.» Nach Erscheinen der Kollektion meldeten sich allerdings einige deutsche Architekten zu Wort, welche bemängelten, dass die deutsche Firma Salubra mit Le Corbusier einen französischen [!] Architekten engagiert habe. Die Direktion lieferte in den Salubra-Blättern den Vertretern in Deutschland Argumente, um sich zu verteidigen und fragte rhetorisch: «Wohin soll es denn führen, wenn sich Kulturnationen auch noch in Kunst, Wissenschaft und Handel gegeneinander abschliessen wollen?» Und weiter: «(...) ist es nicht der handgreiflichste Beweis seiner Anerkennung deutscher Leistungsfähigkeit, dass er diese Früchte seiner Arbeit einem deutschen Unternehmen zur Ausführung anvertraute?» Im Dezember 1931 berichtete die Zeitung von Anwürfen gegen Le Corbusier, welche ihn einen Kommunisten und Architekturvernichter schimpften. Es zeige sich darin deutlich, so die das Positive suchende Redaktion, «dass die Le Corbusier-Kollektion grösste Beachtung findet, selbst bei seinen Feinden und ‚Neutralen‘, zumal Le Corbusier bisher als geschworener Befürworter von Anstrich bekannt war und nun durch die Schaffung der Le Corbusier-Kollektion offen für Salubra Stellung nimmt. Über die politischen Einstellungen des ‚armen Le Corbusier‘ sich den Kopf zu zerbrechen, können wir also ruhig ändern überlassen.» Im übrigen sei es eine alte Tatsache, dass starke Schöpfernaturen fast immer revolutionär veranlagt seien, die Künstler eben in künstlerischem Gebiet.